Johann Caspar Tschudis Enkelinnen Anna Maria und Johanna Dorothea Hanhart

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **87 (2007)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

V. Johann Caspar Tschudis Enkelinnen Anna Maria und Johanna Dorothea Hanhart

- 1 -

Johanna Dorothea, die jüngere Hanhart-Tochter, schrieb aus dem Pensionat «Katharinenstift» in Stuttgart, wo sie sich vom Oktober 1871 bis September 1872 aufhielt, alle paar Tage nach Hause, auf eine Art, die sie als Johann Caspars Enkelin ausweist. So am 26. Oktober 1871 drei Wochen nach der Ankunft:

«Da stürzte auf einmal (...) zur Tür herein mit dem Rufe: Seid nur brav, Kinderchen, die Königin[1] ist da bei Fräulein Theiss. Wir packten natürlich alle unsere herumliegenden Sachen zusammen, stellten die Stühle zurecht, staubten die Tische schnell ab und probierten noch schnell, gegeneinander Komplimente zu machen. Nicht lange steht es an, so öffnet sich langsam und majestätisch die Türe und hereinkommt wirklich mit Fräulein Theiss die Frau Königin, ganz einfach in dunkelblauem Tuchkleid und Mantel mit schwarzem Samthut. Ihre unerlässliche Begleiterin, die dicke Hofdame, Fräulein von Massenbach heisst sie, glaube ich, folgte ihr auf Schritt und Tritt. Als die Frau Königin also hereintrat, machten wir mehr oder weniger gelungene Referenzen. Neben mir waren Mariechen Trümpy und Herminchen, wir hatten uns in den Hintergrund gestellt, und mich lächerte die ganze Szene sehr, da sie mich so sehr an meines lieben Schwesterlein Beschreibung erinnerte. Die Frau Königin war überaus freundlich, fragte, was wir machten und wie es uns gefalle. Elisabeth Planta fragte sie nach ihren Eltern und Geschwistern, die sie durch Elisabeths Tante, die Gräfin Zeppelin, kennt. Elisabeth war gar nicht verlegen, sie ist eben eine gar frische, muntere Graubündnerin. Nachher erkundigte sie sich noch bei einigen nach ihrem Alter usf. Zum Glück waren wir wenigstens ein wenig im Hintergrund, und wäre es auch an uns gekommen und das Hänschen würde am Ende nichts Gescheites geantwortet haben. Bald verabschiedete sich die Königin freund-

[1] Die Ehefrau von Karl I., König von Württemberg von 1864–1891. Er war 1870 mit seinem seit 1806 bestehenden Königreich dem neugegründeten Deutschen Reich beigetreten, nachdem er 1866 im preussisch-österreichischen Krieg noch gegen Preussen ins Feld gezogen war.

lichst von den Fröschen und rauschte mit Fräulein Theiss zur Türe hinaus, hintendrein die Fräulein von Massenbach, nachdem wir wieder unsere Komplimente gemacht hatten.»

«Hänschen» oder «Hans» – statt Johanna – nennt sich die 15-jährige «frische, muntere» Schreiberin dieser Briefe, die zusammen mit der Glarnerin Maria Trümpy[2] und andern Schweizerinnen diesen königlichen Auftritt erlebt hatte. Wenn sie sich gelegentlich «Hänsel-Frosch» oder «grünes Hänschen» nennt, bezieht sich das auf die grüne Schuluniform, für Johanna die «Laubfrosch Montur»:

«Bei Herrn Schwab haben wir jüngst einen Aufsatz machen müssen über «Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr», gewiss eine recht passende Aufgabe für Euer grünes Hänschen, das sich diesen Spruch wohl hinter die Ohren schreiben kann.»

Oft ist vom Glarnerland die Rede, von den Verwandten in Netstal und in Schwanden, so am 17. und am 31. Dezember 1871:

«Letzten Sonntag habe ich wirklich nach Netstal geschrieben, und zwar der lieben Tante Gotte einen dicken Brief und der lieben Christina auch noch 4 Seiten.»

«Jetzt ist das schöne, liebe Weihnachtsfest schon wieder vorbei. Das herzige Medaillon, die Haarnadel und die niedlichen Manschettchen von der lieben Tante haben mich sehr gefreut. Ich werde der lieben Tante und dem lieben Onkel bald selbst schreiben und danken. Das Briefpapier von der lieben Tante Mathilde kam mir überaus gelegen, denn ich war so damit ausgenommen, dass ich auch den letzten Brief auf ein Briefböglein von Mariechen Trümpy schreiben musste.»

Am 5. Mai 1872 dachte die Halbglarnerin mit Maria Trümpy daran, was sich in diesen Stunden im fernen Glarus abspielte:

«Vielleicht ist aber Frau Sonne hier nicht sichtbar, um im Glarnerländchen desto heller zu scheinen. Mariechen als «i-rechte» Glarnerin hat schon am Morgen besorgt zum Fenster hinaus gesehen, ob sich die trüben Wolken nicht verziehen wollen. Denn es frägt, es wäre sehr unangenehm für die vielen Glarnerländler, wenn sie während des Regens im Ring sitzen müssten.»

[2] Maria Magdalena Trümpy (1857–?), Tochter von Gabriel Trümpy (1824–1890), Oberst, Schulpräsident, Seidenzwirnfabrikant, Teilhaber der Firma Egidius Trümpy, und dessen zweiter Frau, Margarethe Trümpy-Zwicky (1830–1917). Sie verheiratete sich 1880 mit Heinrich Hefti aus Schwanden (1854–1922), dem sie vier Kinder schenkte und der in Roé Volziane (bei Brescia) unter der Firma Hefti & Co. (vormals Pozzi und Streiff) eine Spinnerei und Zwirnerei betrieben hatte. Heinrich Hefti war mit Peter Tschudi-Freuler befreundet. Die weiter unten erwähnte «Emmy» war Maria Trümpys zehn Jahre jüngere Schwester, Elisabeth Emilie Trümpy (1867–1941). Vgl. Daten 1 S. 289 und 446; Daten 2 S. 576; Daten 3 S. 444; Jenny, Handel 2, S. 462 und 670; Marti-Weissenbach, K., Die Unternehmerfamilie Tschudi. Glarus 2003, S. 276 und 316.

Wie im Brief vom 9. Mai 1872 zu lesen, denken die beiden Mädchen aber nicht nur an die an der Landsgemeinde im Regen sitzenden und stehenden Männer:

«Nach dem, was Euer Brief mir berichtet, habt Ihr Euern Wanderstab schon anfangs Woche dem Rhein zugerichtet und den Glarnerbergen Adieu gesagt. Die Landsgemeinde ist gewiss recht interessant gewesen, besonders, da so wichtige Sachen verhandelt worden sind. Mariechen Trümpy hat gestern von seinem Papa die betreffenden Nummern der Glarner- und Zürcherzeitung geschickt bekommen, und die haben wir nun gründlich miteinander studiert samt den Reden.»

Diese Landsgemeinde vom 5. Mai 1872 hatte sich hauptsächlich mit der Revision der Bundesverfassung zu befassen. In der «Glarner Zeitung» vom 7. Mai sind die Reden dafür und dagegen ausführlich wiedergegeben, jene von Landammann Joachim Heer sogar in extenso. Die Landsgemeinde stimmte der Revision schliesslich mit überaus grossem Mehr zu. Im Bund aber wurde sie mit knapper Mehrheit verworfen; sie war den Innerschweizern und den Welschen zu zentralistisch. Ein ausgewogenerer Entwurf wurde zwei Jahre später angenommen. Die Revision der Bundesverfassung wurde eigens zur Ermittlung der Standesstimme vor die Landsgemeinde gebracht, weil damals das Ergebnis der Volksabstimmung, die am 12. Mai in den Gemeinden mit ausgezähltem Handmehr durchgeführt wurde, nicht wie in andern Kantonen als Standesvotum verstanden wurde. Am 5. Mai wurden noch Wahlen vorgenommen, die Landessteuern festgesetzt und im Sinne des Memorials einem Gesetz über Eisenbahnen und Alpenstrassen zugestimmt. Die übrigen Geschäfte wurden auf die Herbstlandsgemeinde verschoben, auch die brisante Revision des Fabrikpolizeigesetzes, zu der gesagt wurde, ein eidgenössisches Gesetz würde sie überflüssig machen. Das erste eidgenössische Fabrikgesetz liess allerdings noch fünf Jahre auf sich warten.

In einem der Briefe taucht ein entfernterer Verwandter auf:

«Letzthin hatte Mariechen Trümpy Besuch aus dem lieben Glarnerland von einem Bekannten, einem Herrn Vögeli aus Glarus. Der liess mir durch Mariechen ausrichten, dass der alte Herr Vetter Dürst[3] so schwer krank sei (...). Ich soll Euch das schreiben. Ich weiss nicht, wie es ihm jetzt geht, ob besser oder schlimmer. Herr Vögeli brachte dem lieben Mariechen ein Birnbrot von seinem Mamachen mit, was dasselbe sehr anheimelte.»

[3] Vermutlich Niklaus Dürst, der zusammen mit den Brüdern Fridolin und Heinrich das erwähnte Bott- und Fuhrhalter-Unternehmen in Diesbach betrieb und der 1851 Regula Tschudi-Dürst von ihrem Besuch in Diessenhofen nach Hause gefahren hatte. Er starb am 19. Dezember 1872 50-jährig.

Wie der Brief vom 7. Juli 1872 berichtet, gab es auch für eine andere Glarnerin im Stift Glarner Besuch:

«Didi habe ich also auch wieder gesehen. Letzthin war ihr Onkel Zweifel[4], der in Reutlingen eine Fabrik hat, bei ihr und nahm sie zum Mittagessen ins Hotel Marquard.»

Am 13. Juli erhält auch Mariechen Trümpy Besuch:

«Heute kommt Mariechens Papa. Sie freut sich sehr, sehr, was leicht begreiflich ist. Um 4 Uhr werden sie mit dem Schnellzug abreisen und um 9 Uhr sieht Mariechen seine liebe Mamma und Emmy wieder. Das muss eine Freude sein.»

Im Glarnerland war das Katharinenstift schon in früheren Jahren bekannt:

«Miss Sarah sagte in einer der letzten Stunden, dass sie vor etwa 10 Jahren eine Fräulein Tschudy von Glarus hier als Schülerin gehabt habe, wer kann das sein?»

Am 17. März 1872 erwartet Hänschen von den Eltern Post aus dem Glarnerland, weil eine Reise dorthin angekündigt worden war. Im Brief vom 5. Mai, dem Landsgemeinde-Sonntag, vermutet sie die Eltern noch im Glarnerland:

«Mütterchens Briefchen, das mir zugeflogen kommt, hat mich sehr, sehr gefreut, da es mir so viel Hübsches von Euch und Eurem Abenteuer im Glarnerländchen zu berichten weiss. Seid noch recht vergnügt, und, Herr Ängstenvater, geniesse auch Du die Glarner Herrlichkeiten recht, die Mütterchen nun schon so lange nicht genossen hat. Ich hoffe, Ihr werdet dieses Briefchen noch in der Herren bekommen, denn bis Mittwoch werdet Ihr doch noch dort bleiben. Mammerchen muss jetzt auch die Gelegenheit recht benützen, um alle die bekannten und verwandten Glarnerleutchen auf der Höhe und im Tale zu besuchen.»

Was die Tochter mit dem «Ängstenvater» meint, hat sie einmal so formuliert:

«Ich möchte nur wissen, was es eigentlich zu ängsten gibt; Hänschen ist ja so vergnügt wie ein Fisch im Wasser.»

Ähnlich tönte es in andern Briefen. Und es bestätigt sich, dass Rudolf Hanhart, wie vermutet, keine ganz einfache Figur gewesen war. Schon im ersten Brief aus Stuttgart, geschrieben am 4. Oktober 1871, muss Johanna beschwichtigen:

«In Bezug auf das Katharinenstift sagte er [der Prälat] uns, (...), dass aber der Geist, der da herrsche, ein ganz guter und christlicher sei und dass ich je-

[4] Esajas Zweifel-Milt (1827–1904) war von 1876–1887 Nachfolger von Dr. Joachim Heer als Landammann. Er gründete 1855 zusammen mit den Brüdern Johann Jakob Elmer-Dinner-Elmer (1815–1885) und Gabriel Elmer-Blumer (1810–1854) in Bempflingen (10 km nördlich von Reutlingen) unter der Firma Gebr. Elmer und Zweifel eine Spinnerei und Weberei. «Didi», Katharina Jenny (1857–1873), war das dritte Kind von «Freund Caspar» Jenny und Anna Katharina Jenny-Zweifel, eine Schwester von Esajas Zweifel. Didi starb 1873 16-jährig.

denfalls eine liebevolle Aufnahme finden werde. Kurz, der liebe Papa kann ganz beruhigt sein.»

Die Ängste des Vaters – jetzt um die jüngere Tochter, seinerzeit um den Bruder – waren die eine Sache, die andere war, dass er schon Ende 1871 ernsthafter krank war, als unmittelbar wahrgenommen wurde, etwa in den Briefen vom 3. und vom 31. Dezember:

«Fräulein Theiss war sehr lieb, wir plauderten allerlei zusammen. Sie fragte mich, wie es Dir, liebes Väterchen, gehe und was Du eigentlich gehabt hättest.»

«Hänschen wünscht dem lieben Mütterchen, dem Väterchen und dem Schwesterchen zu Hause alles Gute, was man sich nur wünschen kann, besonders dass lieb Väterchen gänzlich hergestellt sich bald des Ausgehens erfreuen könne. Und dann im Frühling, dann wirds hübsch werden!!! Unterdessen schone Dich nur recht sehr, lieb Väterchen.»

«Gänzlich hergestellt» war Rudolf Hanhart Anfang März 1872 noch nicht, denn es wurde nach dem Brief vom 3. März für ihn eine Badekur geplant, die aber «bis zu einem wärmeren Wetter» hinausgeschoben wurde:

«Eure Reise- und Badepläne gefallen mir ganz gut, nur muss Väterchen Geduld haben und warten, bis der Mai schönere, warme Tage bringt, denn sonst würde ihm das Bad gar nicht gut tun. Also nur hübsch gewartet.»

Am Pfingstmontag, 19. Mai 1872, ist es dann so weit:

«(...) und heute Morgen erfreute mich das liebe Briefchen, das mir Eure nahe Ankunft meldete. Ich freue mich recht auf die lieben Badeleutchen, das könnt Ihr Euch schon vorstellen. Die Frau Sonne muss ich jetzt noch anempfehlen, recht schön zu scheinen einige Wochen hindurch, damit die liebe Badeschar auch die Kur gründlich gebrauchen kann und Spaziergänge machen nach Belieben.»

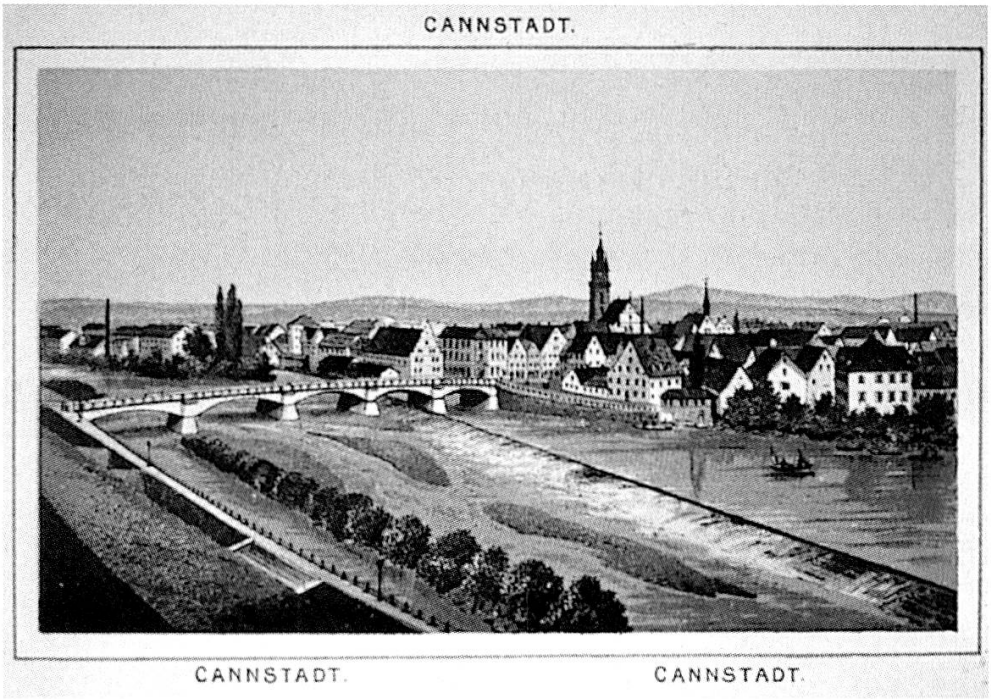
Von Ankunft war die Rede, weil sich das Reiseziel, das Bad Cannstatt, in Stuttgart befindet, nicht sehr weit vom Stift entfernt. Das hätte der Grund dafür sein können, dass Hänschen in den nächsten sechs Wochen keine Briefe mehr schrieb. Der wahre Grund war aber ein anderer: Am 6. Juni 1872 starb Rudolf Hanhart 54-jährig in Cannstatt. Tochter Johanna kehrte erst am 29. Juni aus der Schweiz nach Stuttgart zurück:

«Die Reise ging also vortrefflich und so schnell vonstatten, dass ich meinte, es könne fast nicht sein, dass schon Stuttgarts Türme mir entgegen blinkten. Ihr könnt Euch denken, dass ich mit traurigen Gedanken am Hotel Hermann und an Cannstatt vorbei fuhr.»

Am 7. Juli schreibt Johanna nach Hause:

«Vor einigen Tagen sah ich Emma Uhland, die mir sagte, dass ihre Mamma im Sinn gehabt [habe], uns damals in Cannstatt zu besuchen, um ihr Beileid zu bezeugen, dass sie aber nicht mehr dazu gekommen sei, da wir dann schon abgereist waren.»

Am 1. September 1872 schreibt Johanna ihren zweitletzten Brief aus Stuttgart. Darin geht es um den Besuch des Cousins Peter Tschudi, um zwei



Cannstadt, bei Stuttgart (um 1870).

Depeschen von Onkel Joachim Tschudi und um die eine Depesche, die Johanna mit viel praktischem Sinn nicht abschickte:

«Wenn Ihr meinen Brief bekommt, ist der so lang vermisste Peter[5] wahrscheinlich schon längst in dem Sonnenhaus eingetroffen, vielleicht auch schon wieder daraus entflogen, um sein liebes Glarnerländle wieder zu sehen. Die Rätsel, warum der Verlorene so lange nicht eingetroffen ist, sind jetzt alle gelöst. Die zweite Depesche vom lieben Onkel Götti brachte mir Fräulein Steinmajer gestern Morgen noch vor die Schule anfing in die Klasse hinauf, von wo wir eben im Begriffe waren, mit den Zeichenutensilien in den Zeichensaal zu wandern. Da ich wusste, dass Peter schon morgens 7 Uhr der Schweiz zugereist war und um 4 Uhr schon bei Euch sein konnte, telegraphierte ich nicht mehr zurück. Wenn nur der Onkel es nicht übelgenommen hat, dass keine Depesche kam.»

Der letzte Brief aus Stuttgart ist vom 8. September datiert:

«(...) und dann kann ich bald wieder mein liebes Rheinstädtchen mit den beiden Sonnenhäusern und seinen Bewohnern sehen. O, wie ich mich darauf freue! (...) Euch aber hofft bald umarmen zu können.

Euer euch vielmal küssendes Hänschen. Der letzte Brief!»

[5] Cousin Peter Tschudi befand sich auf der Rückreise von Antwerpen, wo er sich seit 1870 zur kaufmännischen Ausbildung aufgehalten hatte.

Die Jahre 1873/74 verbrachte Hänschen ebenfalls in der Fremde, im Pensionat «La Source» in Lausanne, und sie schrieb der Mutter wieder zahlreiche Briefe.

Es soll jetzt aber die ältere Schwester, Anna Maria, zu Wort kommen – zuerst mit einem Brief vom 10. Januar 1872, den Hänschen in Stuttgart erhalten hatte. Thema ist eine Reise nach Diessenhofen, für die es mitten in der Schulzeit einen triftigen Grund gegeben haben muss:

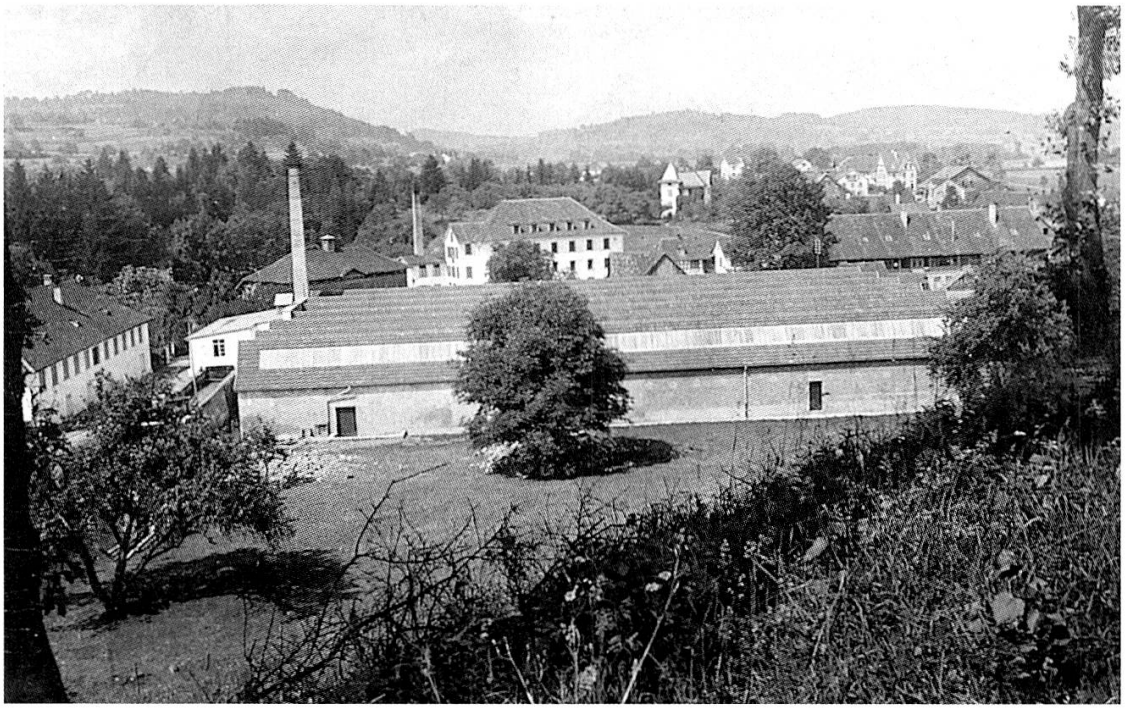
«Nach reiflicher Überlegung und wohlweisem Familienrate sind wir zu dem Schluss gelangt, dass das Hänschen sein Mäntelchen anziehen, Pelzchen, Hütchen, Müffchen und Schleierchen umwerfen und allenfalls das Reisetäschchen umhängen soll und sich dann ohne weiteres auf die Eisenbahn setzen und für 8 Tage zu uns kommen soll, um dero Wohlgeboren, seine Majestät König und Kaiser aller Ängster, zu beruhigen in eigener Person, über ihro Wohlbefinden und glücklichen Zustand, sintemal diese Majestät niemandem mehr glaubt, dass Hänsel zufrieden sei und vergnügt, sondern Tag und Nacht studiert und sich kümmert. (...) Der Hans soll also durchaus sich mit keinem Gepäck beschweren, (...) sondern nur sich aufs wärmste bekleiden, (...) da es nun doch einmal in Gottes Namen sein muss. Nicht dass seine Majestät so krank sei, nein, sondern im Gegenteil: Hof und Leibärzte (...) haben Hochdieselbe für ganz gesund erklärt und von allen Medicamenten dispensiert, also dass des Hänsels 8tägiger Besuch uns noch ein gelindes Brausepülverchen sein soll.»

Rudolf Hanhart hatte noch knapp fünf Monate zu leben. Der Brief gibt sich lustig und witzig, obwohl es eigentlich nichts mehr zu lachen gab. Das wusste niemand besser als der Kranke selber, der es sich mit eingebildetem Kummer um das abwesende Kind schwer machte.

- 2 -

Im Alter von 23 Jahren heiratete Anna Maria Hanhart am 4. Juni 1874 den im schaffhausischen Dörflingen wirkenden 13 Jahre älteren Pfarrer Theodor Waldvogel (1838–1890). Am 28. Oktober 1874 schreibt sie ihrer Schwester Johanna, die sich vermutlich im Glarnerland aufhält:

«Ich bin froh, dass mein kleines Hühnli glücklich angekommen ist im Bergland und dass es einen so nützlichen Traubenkorb bei sich hatte. Wie steht es mit dem Nebel? Er ist gewiss nicht so dick wie hier, wo er mich und das Pfarrhaus (...) einhüllt. (...) Ich war am Montag früh nicht wenig in Verzweiflung, als meine bestellte Wäscherin nicht kam. (...) Verzweiflungsvoll legte ich mit der Lisette den Plunder nach meinem Gutdünken ein; von all dem Eingelernten bei den Mamma's wüsst' ich kein Fünkchen mehr; es war, wie wenn ich am Examen nichts gekonnt. Schrecklich, grausig. O, Hänschen!»



Spinnerei und Weberei Stierlin in Wängi (bei Frauenfeld).

Worte aus dem Alltag einer Tochter aus besserem Hause, die nun eine Frau Pfarrer geworden ist! Abgesehen davon, Wäsche liess sich damals noch nicht mit Knopfdruck erledigen. Einmal war es sogar für Johann Caspar ein Thema – im Brief vom 23. November 1850:

«Möge die liebe Marie ihre Wäsche nun gut und schön unter Dach gebracht haben, doch wenn die Witterung bei Ihnen so regnerisch und neblig war wie hier, so wird dies wohl noch nicht ganz gelungen sein.»

Der Brief der Frau Pfarrer vom 1. November 1875 beginnt folgendermassen:

«Mein lieber neuer grosser Bruder Georg August und Du kleines Herzschwesterchen Johanna Dorothea!»

Es ging um Johannas Verlobung mit Georg Joachim Stierlin (1845–1912), Fabrikant in Wängi TG, den diese am 28. September 1876 heiraten wird. Beim Vornamen ist in der Aufregung etwas durcheinander geraten: August war der zweite Vorname des zukünftigen Schwiegervaters der Schwester.[6]

Auch bei andern Gelegenheiten hatte es Anna Maria der Schwester wegen den Atem verschlagen:

«(...) muss ich Euch auch gleich noch guten Morgen sagen und wie froh und vergnügt ich über Euch bin, als ich Euch als zusammengehörig gesehen.

[6] Der Schaffhauser Regierungsrat Georg Michael Stierlin-Joos gründete 1823 die mechanische Spinnerei in Wängi (bei Frauenfeld), der 1837 eine Weberei angeschlossen wurde. Auf den Gründer folgte Jakob August Stierlin-Bachmann (1818–1898), auf diesen Georg Joachim Stierlin-Hanhart (1845–1912).

Wenn Ihr wüsstet, mit welchem Herzklopfen ich die Treppe heraufstieg und zur Türe herein kam und kein Wörtchen heraus wollte! So geht es mir aber immer bei feierlichen Gelegenheiten.»

Im Brief vom 13. Juni 1876 geht es zuerst um Hochwasser:

«Dank Dir tausendmal, Kleines, für Dein liebes Briefchen. Aber es berichtet ja schreckliche Sachen, von denen wir keine Ahnung haben auf unserer einsamen Höhe. Was bin ich für eine Christin! Da lass ich meine Lisette eine Wäsche machen in dem prächtigen Regenwasser, und wir freuen uns täglich darüber und rühmens und derweilst geht an andern Orten die Welt unter, ohne dass wir es wissen. Aber schuld daran sind wir ja doch nicht, auch wenn indessen unsere Wäsche so schön weiss wird. (...) Du armes Kleines, nun erlebst Du noch die Wassernot am Rheine, mit den vielen Bächlein. – Bei uns ist aber nur all die schöne Saat in Gefahr; die Häuser stehen zu hoch für das Wasser. Der Horizont lichtet sich nun aber, der Barometer steigt und will's Gott, scheint morgen die liebe Sonne wieder.»

Vom 15. Juni bis gegen Ende des Monats berichtete die «Glarner Zeitung» in jeder Ausgabe über die Unwetterkatastrophe, die vor allem die Kantone Thurgau, St. Gallen und Zürich heimsuchte. Es ist von «vielfach unterbrochenen Eisenbahnverbindungen», von «weggeschwemmten Brücken und Gebäuden», von der «gänzlich weggerissenen schönen langen Thurbrücke bei Rohr» und von «fürchterlichen, beinahe aller Beschreibung spottenden Verwüstungen, welche der durch das Dorf Niederuzwil fliessende Bach angerichtet hat» die Rede. Der thurgauische Grosse Rat tagte in einer Extrasession in Weinfelden, um eine von der Regierung zur Beschaffung von Geldmitteln vorgeschlagene Staatsanleihe zu beschliessen. Der Kanton Zürich schätzte die Schäden auf 8 bis 10 Millionen. Auch der Nationalrat befasste sich mit der Katastrophe, und am 29. Juni erfolgte ein «Aufruf des Bundesrates zur Unterstützung der Wassergeschädigten». Für den eigenen Kanton konnte die Zeitung berichten: «[dass] unser Land diesmal Dank dem auf den Spitzen des Gebirges gefallenen Schnee verschont blieb».

Im selben Brief geht es auch um Wahlen:

«Sonntags ist hier auch etwas Aussergewöhnliches passiert; es war Wahlgemeinde: Da wurde ihr Präsident als Kantonsrat gewählt, und die Hauptsache, Herr Vögeli wurde nicht wiedergewählt als Lehrer. Sie haben scheints harte Köpfe, die Dörflinger; da können wir uns nur in Acht nehmen anno 1884, wenn Pfarr-Wiederwahl ist; bis dahin wollen wir indessen die schöne Aussicht noch ruhig geniessen. – Der liebe Gott wird's schon (...).»

Am 31. August 1877 wurde in Wängi das erste Stierlin-Kind, Maria Paula (1877–1954) geboren. Schon am nächsten Tag, am 1. September, lässt die Tante in Dörflingen sich ausführlich zum Ereignis vernehmen:

«Meine Lieben! Welche Freude Euer heute Morgen um halb 11 Uhr bei uns erschienenes Telegramm verursachte, könnt Ihr Euch denken! Gottlob

tausendmal, dass nun alles glücklich vorbei ist und will's Gott werden Eure weiteren Berichte aber so glücklich lauten, dass ich fast vergehe, bis ich näheres und nächstes weiss. (...)»

Es ist kaum zu glauben, was die dürre telegraphische Meldung anrichtete, gerade weil sie fast nichts hatte melden können:

«Oh! Ich kann mir alles gar nicht recht vorstellen und möchte doch so gerne im Geiste zu den beiden lieben Bettchen hinwandern, dem grossen, wo Mammachen drin liegt, und dem kleinen, wo Kindchen schläft. Schreit es auch viel? Hört man's? Was kriegt es zu essen? Tausend Sachen möcht ich fragen und kriege keine Antwort. Ihr müsst alles schreiben, wie's gegangen ist von Anfang an. Und dass Ihr doch ja recht Sorge tragt zu den beiden Schatzelkindern, von denen das eine nur die Mamma des andern ist. Was macht sie auch für Äuglein, diese selbe Mamma? Wie nimmt sie's auch in die Hände das selbige Kindlein. Was setzt sie ihm für Häublein auf, was zieht sie ihm für Schlüttlein an? Was sagt sie zu ihm?»

Seitenweise geht es so weiter, wie wenn sich in Wängi etwas nie Dagewesenes erreignet hätte. Dabei war am 15. April 1877, also nur viereinhalb Monate vorher, in Dörflingen Lilli Waldvogel, das einzige Kind der Pfarrersleute, auf die Welt gekommen[7]:

«Wie sieht's denn aus, bitte, und wie schwer ist's? Und wie gross? Hat's auch noch keine Äuglein wie Lilly zuerst? Schick mir's doch schnell in einer Schachtel zum Ansehen. Es muss einem jetzt höchst zierlich und nett vorkommen gegen unser dickes abscheuliches braves Mauselmändchen.»

Immerhin wurde der gestörten Ruhe der letzten Nacht mit Humor zu begegnen versucht:

«Unser kleines Nachtigallchen hat gestern Nacht, als ich das Licht gelöscht, (...), noch so lange gesungen, mehr als eine Stunde lang, ganz freudenvoll und dann hat's noch zweimal angefangen um 3 Uhr und 5 Uhr wieder je eine Stunde und darüber, dass wir gar nicht schlafen konnten und nur lachen mussten über das Sängerlein. Ganz feine Tonstücklein hat's zum besten gegeben, alles zur Ehre des neuen Cousinchens.»

Johanna Dorothea Hanhart schrieb frische, farbige, warmherzige und lebensnahe Briefe. Die Briefe der Schwester sind ebenfalls frisch und farbig, aber auch etwas überspannt, künstlich, sozusagen «literarisch». Geschrieben hat sie vor allem, um sich selbst zu hören – im Unterschied zur jüngeren Schwester, die geschrieben hat, um von sich hören zu lassen.

Marie Waldvogel hat denn auch beispielsweise zur Hochzeit von Alexander Spelty, dem Sohn des Cousins Jost Spelty, ein Gedicht geschrieben:

[7] Lilli, die mit einer Behinderung behaftet gewesen war, blieb unverheiratet und starb 1956. Pfarrer Waldvogel hielt am 4. April 1890 in Dörflingen seine letzte Predigt – 16 Tage vor seinem Tod. Seine Frau, die am 7. Juni 1923 in Diessenhofen starb, überlebte ihn um 33 Jahre.

«Am Fuss des ernsten Wiggis liegt ein freundlich Dörflein angeschmiegt, und mitten drin ein liebes Haus «Zur London», da geht ein und aus ein Brüderpaar, gar wohlgemuth frisch, fromm, froh, frei, lieb und gut usw., usw.»

Ob Frau Pfarrer, Johann Caspars «Engelein», je mit der Wäsche zurecht kam? Es lagen ihr andere Dinge näher, wie ein Brief vom 17. Februar 1887 der Schwester des Dichters Conrad Ferdinand Meyers, Betsy Meyer (1831–1912), zeigt. In der Weise hätte diese nicht irgendwem über die Mutter und den Bruder geschrieben:[8]

«Nein, mit Ihnen kann ich nicht auf dieser Oberfläche bleiben! – Auf den Grund also! In die Vergangenheit zurück! Mit meinem lieben Bruder bin ich immer innig verwachsen gewesen. Soll ich unsere teure Mutter nennen als Ursprung unseres verwandten und verschiedenen Wesens! (...) Unsere teure Mutter also war eine tiefinnerliche poetische Natur und mein lieber Bruder betrachtet sich hierin als ihr direkter ausschliesslicher Erbe. Aber sie hatte zugleich eine melancholische Anlage (...). Haben Sie in den Gedichten meines Bruders nichts davon gespürt? – Sehen Sie nun, liebe Freundin, bei meinem Bruder, dem eigentlichen Erben der poetischen und wohl auch in etwa der melancholischen mütterlichen Anlage gestaltete sich vieles davon durch Lebenserfahrung und stetige künstlerische Arbeit nach aussen in schöne und dramatisch ergreifende Kunstgebilde um (...). Bei seiner sechs Jahre jüngeren Schwester (...) kam es anders. [Mein Platz war] neben meinem Bruder, der anfangs Mühe hatte, sich Bahn zu brechen. Es war eine Dichterlaufbahn mit all ihren Schwierigkeiten – und doch eine schöne Zeit! Ich bereue sie nicht, diese zwanzig Jahre, und hätte es nicht anders machen können. Aber als dann endlich einer meiner grössten Wünsche sich erfüllte und mein Bruder sich verheiratete und ein schönes Heim bekam, wo ja auch ich immer herzlich willkommen bin. (...).»

Das ist die Sicht der Schwester, die bei den Kennern der Verhältnisse nicht unbestritten sein dürfte.

- 3 -

Auf Papier der Firma «Stierlin & Schweizer, Wängi» schreibt Georg Joachim Stierlin am 5. April 1889 seiner Frau Johanna, die mit den Kindern in Dörflingen bei ihrer Schwester Anna Maria weilt:

«Die schönen Tage im März haben wir fleissig im Garten benutzt, der nun so ziemlich in Ordnung und angepflanzt ist. Deine Käfen und Zuckererbsen strecken schon die Köpfe hervor. Rübli, Salat und Zwiebeln sind an-

[8] Vgl. Bleuler-Waser, H., Die Dichterschwestern Regula Keller und Betsy Meyer. Zürich 1919, S. 53ff

gepflanzt. Die ganze letzte Woche hatten die Gypser alle Gänge und das Treppenhaus geweisst. Heute hat die liebe Mamma die Wäsche und morgen sollen die Wäscherinnen noch Euer Schlafzimmer versehen. Wenn das Wetter ordentlich bleibt, so werden wir die Woche noch Eure und unsere Erdäpfel stecken; zum Stecken von Bohnen ist es noch zu früh.»

Die 1877 geborene Maria Paula Stierlin hielt sich im Sommer 1891 mit ihrer gleichaltrigen Cousine Lilly Waldvogel bei Verwandten in Schwanden auf. Sie berichtet am 29. Juli ihrer Mutter darüber:

«Nachdem wir miteinander hier einen fröhlichen Tag erlebt haben, ziehen wir heute auf die Alp. Zwar ist das Wetter noch nicht sehr schön. Die Nebel und Wolken hängen über die Mitte der Berge herab. Es ist dann aber sehr lustig, wenn wir ob denselben sind. Seid Ihr alle wohl? Ist Papa gut heimgekommen? Lilly und ich leben mit Ilda auf sehr freundschaftlichem Fusse. Heute waren wir in Schwanden bei Tante Christine und ihren lieben Söhnlein.»[9]

Mehr über diese «Söhnlein» ist von Tante Christine Tschudi-Freuler im Brief zu erfahren, den sie am 16. März 1894 zur Konfirmation der Stierlin-Kinder Maria Paula und Georg August schreibt:

«Zum Ernst des Tages passt es zwar nicht, dass ich an diese Zeilen noch Alltägliches anknüpfe, aber ich muss Dir doch sagen, wie prachtvoll unser Kleinster gedeiht. Er ist seinen Geschwistern im Verhältnis, wie sie klein waren, bedeutend vorgekommen, soweit sein Körpergewicht es beweist als auch seine Munterkeit. Alle Augenblicke kommt eines der Kinder herein und überzeugt sich von seinem Vorhandensein, besonders Jacques ist die «Pflegerin Nr. 2». Er interessiert sich für alles und sein erster Gang im 1. Stock ist morgens die Visite zu dem kleinen Peter. Derselbe hat auch in Papas Herz schon ein grosses Plätzchen erobert, und Peter macht mit seinem Vierten in den ersten Wochen mehr als mit dem übrigen Kleeblatt, ebenso die besorgte Grossmama.»

Von Johanna Dorothea Stierlin-Hanhart gibt es eine grosse Nachkommenschaft. Direkte Beziehungen mit den glarnerischen Wurzeln bestehen jedoch nicht mehr. Einzelne erinnern sich, dass ihre Eltern oder Grosseltern von «Cousine Christine» (Tschudi-Freuler) eine Glarner Pastete erhalten hätten.

[9] Peter und Christine Tschudi-Freulers in diesem Brief erwähnte «Söhnlein» waren Joachim (1888–1945) und Jacob (1889–1944); auf der Welt war seit 1890 auch die Tochter Christine (gest. 1983). Die genannte Ilda Tschudi (1887–1987) war die Tochter von Alfred und Henriette Tschudi-Jenny. Bei dem im nächsten Brief erwähnten «Kleinsten» handelt es sich um Peter Tschudi (1894–1951), der wie sein Grossvater Chemiker wurde und die mehrmals zitierte Geschichte von Johann Caspar Tschudis Fabrik «in der Herren» verfasste.